

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1909-1910)

Artikel: Toni
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

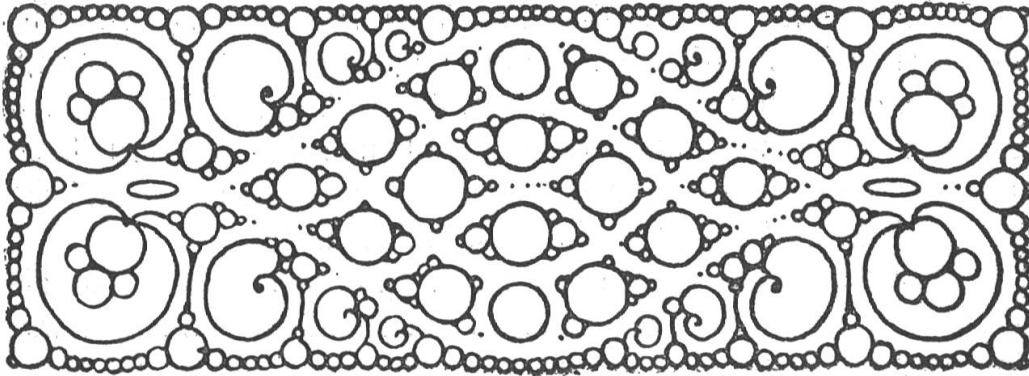
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



TONI

VON ESTHER ODERMATT

In einem dichten Haufen standen sie beisammen, die wilden Buben und Mädels aus unserer Nachbarschaft. Als ich herankam, drehte sich meine Schulkameradin nach mir um: „Du, der Toni geht mit uns; er will uns zeigen, wie man mit Flößen auf dem See fährt.“ Ihre Stimme klang so, als ob der Wind in sie hineingefahren wäre und die einzelnen Töne auseinandergerissen hätte, und sie hatte ganz rote Ohren.

Ich schaute in den Kreis hinein: da stand der Toni in seinem abgeschabten, grünen Kittel; an einem der großen Hornknöpfe baumelte an dicker Schnur ein Pfeifchen. Seine Taschen waren so vollgepfropft, dass er ganz unförmig schien. Aber wenn er den Kittel zurückwarf und die Daumen in die Hosenträger steckte, sah man, wie schlank und gerade er gewachsen war. Eine graue Mütze hing ihm schief hinten am Kopfe, borstig umstanden schwarze Haare das braune, hagere Gesicht, und die Augen blitzten einen an, dass man auf ihn hören musste, auch wenn man lieber nicht gehört hätte. Sie hatten keine Farbe, diese Augen, nur einen scharfen, stahlharten Glanz.

Er hielt einen Fuß auf den hohen Kieshaufen gestemmt und warf spielerisch Steinchen in die Runde. Plötzlich zielte er unvermerkt und traf hart und sicher Hände, Köpfe und Waden, dass die Getroffenen nur mühsam einen Schmerzensschrei unterdrückten und ihren Ärger hinunterwürgten.

Toni schien eben den Plan für eine Unternehmung fertig entwickelt zu haben. „Also, ihr kommt mit, — du auch, dort oben,“ herrschte er einen kleinen Knirps an, der mühsam den Kieshaufen erstiegen hatte und nun vergnügt oben saß, „du bist klein und kannst durchs Loch in der Holzhütte hineinkriechen und die Tür aufriegeln. So hör doch, du kommst mit!“

Aber der Kleine blieb oben und rührte sich nicht. Und als er auf eine neue Aufforderung hin ganz gelassen nein sagte, war Toni sprachlos vor Wut, nahm eine Schaufel, die in der Nähe stand, grub den Haufen an, dass die Steine ins Rollen kamen und der Kleine auf ihnen nachrutschte, so sehr er sich mit Händen und Füßen wehrte. Durch sein verzweifelteres Strampeln geriet der ganze Haufen in Bewegung, bis er zuletzt unten saß und die Steine auf allen Seiten auf ihn und an ihm herabrieselten. Puterrot im Gesicht saß er mitten in den Steinen, ballte die schmutzigen Fäuste, bohrte sie sich in die Augen, die zu fließen begannen, hielt sie dem Toni entgegen und würgte endlich mühsam in ohnmächtigem Zorn heraus: „Uh, uh, en — Tei hätt.“

„Da, hast ja Steine, blöder Heuler, soviel du willst,“ höhnte ihn Toni, kehrte sich mit einem verächtlichen Blick von ihm ab, und auf sein herrschendes „Kommt, allons!“ zog die ganze Schar hinter ihm drein.

Ich war froh, dass ich nicht mit dabei war. Dieser Toni war doch ein grober Bub, — und wie sie ihm alle nachliefen und sich nicht zu mucksen trauten!

* * *

Einst trafen wir den Toni, als wir zum Milchtrinken in Husers großen Stall in den Wiesen jenseits der Bahnlinie gingen. Er saß allein am Bahndamm, schnitzte sich Waldreben zu Zigarren zurecht und hatte eine eben angezündet und in den Mund gesteckt. Es schien ihm aber nicht sonderlich zu schmecken; er machte ein verdrießliches Gesicht.

Als er uns erblickte, warf er uns eine Faust voll Sand entgegen.

„Jetzt weiß ich nicht recht, ob ich mit euch gehen soll. Eure Mutter hat mir zwar bitte, bitte gemacht, ich solle hier auf euch warten und euch begleiten, dass ihr allerlei Schönes von mir

lernen könntet. Blöde Gänse, jawohl, herausschmeißen würde sie mich, wenn ich mit euch heimginge, — dort, der Albert weiß es,“ und er rannte auf ihn zu und packte ihn an den Ohren. „Gelt, dein Vater hat mich weggejagt, weil du so ein feiner Junge bist! Ja, wahrhaftig, ein Waschlappen, — bist mir zu weich zum Anrühren,“ und er ließ ihn los, sah uns alle finster an, und da wir nicht wussten, was wir tun oder sagen sollten, lachte er, griff in seine Tasche und zündete den Zigarrenstengel wieder an.

„Hört, ich komme doch mit euch; wenn ihr eure Milch gelappt habt, zeig ich euch den Weg zum Eichbaum im Ried und eine Fuchshöhle.“

Und er kam wirklich mit, hinterdrein, rauchte und spuckte und sagte kein Wort.

Der Bauer wollte ihm ein Glas Milch geben.

Aber Toni fuhr ihn an: „Ich bin kein Kalb und saufe keine Milch, ich habe zu Hause viel bessere Sachen.“

„Ja, Hunger hast zu Hause, frecher Bub.“

Da sah ich in Tonis Augen etwas aufflackern, das ich nicht verstand. Er goss die Milch aus und rannte fort.

Hinter einem großen Heustock wartete er auf uns. Er rauchte, und ein merkwürdiger Schein, bald blass, bald rot, huschte auf seinem Gesicht auf und ab. Dann führte er uns an.

Durch Wiesen ging's, geduckt den Hecken entlang, um von den Bauern auf den verbotenen Wegen nicht erwischt zu werden, über einen Graben, aus dem man einen Schuh voll Schlamm herauszog. Mir war wind und weh; die Dornen hatten meine Finger geritzt, ich hatte Angst vor einem Hofhund, der in der Ferne bellte, und wusste nicht recht, warum ich eigentlich mitzog.

Beim Eichbaum, der groß und einsam im Ried stand, machte man Halt, sammelte Eicheln, — Toni stand am Bach und entdeckte allerlei Lebendiges darin. „Ah, gute Krebse! wollt ihr haben? Fein von Hand zu essen.“

„Das soll einer probieren,“ sagte Albert, „meine ganze Schokolade kriegt er,“ und er legte großartig ein ganzes Pfundpaket hin.

Toni schoss das Blut zu Kopf; er bückte sich, holte zwei kleine Krebse heraus, stopfte sie in den Mund, auf jede Seite einen, und biss darauf, dass wir es knacken hörten. Begeistert reichte ihm Albert die Schokolade. Toni griff hastig danach, —

wurde plötzlich fahl im Gesicht vor verhaltener Gier und sagte langsam: „Wer will Schokolade? Bitte, der Sieger teilt.“

Niemand wollte. Es war uns merkwürdig zumute; vielleicht auch mochten wir nicht Schokolade essen, nachdem Toni vor unsern Augen und Ohren die Krebse zerbissen hatte. Der aber bekam als Sieger noch unser Brot zu seiner Schokolade, und ich drückte ihm schnell meinen Apfel in die Hand. Ein rasches Zucken straffte seinen Körper stolz gradauf, ein harter Blick traf meine Augen. Die wurden angstvoll gespannt und heiß von aufsteigenden Tränen, — da schob er den Apfel hastig in die Tasche, duckte sich und verkroch sich weiter hinab ins Schilf.

„Geht heim, ihr! Hier unten ist nichts für euch. Und grüßt mir die Mutter, sie soll mir danken für eure sauberen Schuhe. Bei mir zu Hause putzt sie der Diener, da schimpft keine Mutter, — juhu!“

Wie ein erwürgtes Schreien klang das; ich jauchzte mit den andern, um es zu übertönen, und johlend stapften wir auf den sumpfigen Wegen heimwärts.

* *

Am nächsten Tag gingen wir, ich und meine Schwester und unser kleiner Vetter, in die Holzergasse, der Wäscherin eine Besorgung auszurichten, eng aneinander geschmiegt, ohne zu reden. Wir mochten kaum atmen in der dumpfen Gasse, und wenn sich eines der Fenster unter den Lauben öffnete oder gar eine der niedrigen Türen, machten die Kleinen erschrockene Augen. Der Vetter hielt die Hände zu Fäustchen geballt und barg sie in seinem Rocke, damit sie ja nicht schmutzig würden. An einen Holzpfeiler des Laubenganges gelehnt, saß Toni, schlenkerte mit den Beinen und las so eifrig, dass er uns nicht bemerkte.

„Toni!“ rief die Schwester; da sah er auf, und wir blieben stehen.

„Wohnst du da, Toni?“ fragte sie schüchtern.

„Ja, aber hinten hinaus in der Villa; hier wohnt nur unser Schuhputzer,“ und er schaute auf seine schmutzigen, groben Schuhe, an denen eine Naht geplatzt war, „Teufel noch einmal, heut hat er mir die Kloben voll Dreck gelassen. Ich geh mit den Hageln da nur auf die Straße, die sind gut genug für hier. Zu Hause

bin ich so angezogen, seht,“ und er zeigte uns in seinem lotterigen Büchlein das farbige Bild eines feinen Knaben in vornehmen Kleidern, mit großen, traurigen Augen. „Der Herzog von Reichstadt“ stand darunter.

Als Toni unsere Freude an dem schönen Bilde sah, zog er ein anderes Heftchen aus der Tasche; aber blitzschnell steckte er es wieder ein, kletterte wie eine Katze eine Holzwand auf der andern Seite der Gasse hinauf und sprang jenseits zu Boden. Kaum war er verschwunden, stand sein Lehrer breitspurig vor uns.

„War das nicht der Anton Schnyder, der sich da meinen Blicken entzog? Was habt ihr mit dem ungezogenen, frechen Jungen, mit dem infamen Lauskerl zu tun? Er kann nichts und ist nichts und lernt nichts; dem werd ich's schon noch eintränken, was Respekt heißt,“ und schimpfend ging er ab.

Wir hatten oft von den Kämpfen gehört, die Toni in der Schule ausfocht, von den Streichen, die er seinem Lehrer spielte. Jetzt kletterte er herab, zog die Brauen und den Mund zusammen, spuckte wütend aus und wandte sich zu uns, indem er mit einem festen Ruck den Kopf in den Nacken warf.

„Soll ich euch den Napoleon zeigen?“ Er fragte das so stolz wie einer, der einen Schatz zu verschenken hat.

Der kleine Vetter wickelte zwar seine Händchen noch fester ein, aber ich wagte nicht, nein zu sagen. Die Kleinen an beiden Händen führend, folgte ich dem Toni.

„Toni, wo wohnt der Leo?“ fing die Schwester zutunlich an.

Toni lachte und sagte ihr unermüdlich den Namen vor; und bis sie ihn gelernt hatte, waren sie gute Freunde geworden und gingen Hand in Hand.

Am Anfang der Holzergasse, an einem Eckhause, prangte unter dem kleinen Erker eine mächtige, golden glänzende Uhr. Sie war das Schild des Uhrmachers Jacques, der — wie man uns später oft erzählte — im Winter 70/71 mit der Bourbakiarmee in die Schweiz gekommen war und sich hier niedergelassen hatte. Der unselige Krieg hatte ihm Frau und Kind gemordet, das Kaiserreich war zertrümmert, — in der Fremde wollte er die Schmach der Heimat und das Weh, das sie ihm angetan, vergessen. Aber er war immer Franzose geblieben, vielleicht hier in der Fremde erst der begeisterte, ja fanatische Franzose geworden.

Ganz erstaunt folgten wir Toni in den Laden; denn Jacques, der kleine Mann, dem die scharfen runden Brillengläser, der grüne Schirm über den Augen und die schwarzen Schutzärmel über dem hellen Leinenkittel ein sonderbar verstecktes Aussehen gaben, war ein gefürchteter Sonderling, und wir hätten uns nicht getraut, sein Reich ohne einen Auftrag, unaufgefordert, so einfach zum Besuch zu betreten.

Wir staunten noch mehr: der Alte streckte Toni beide Hände entgegen und fuhr ihm mit der Rechten über das struppige Haar, und mir schien, ich hätte noch nie eine so feine Männerhand gesehen.

„Toine, mon petit, neu Sachen, schön neu Sachen. Komm, seigen.“

Toni hielt ihn auf. „Zeig diesen Kleinen auch etwas! Zeig ihnen den Napoleon!“ hier machte er eine kleine Pause und sah ihn blinzeln an, — „Père Napoleon, bitte.“ „Es sind gute Kinder,“ fügte er herablassend hinzu.

Da ging der Alte zur Ladentüre, schloss sie ab, öffnete die Tür zu einem kleinen Zimmer hinter dem Laden und schob uns hinein.

Eine Luft wie in der Friedhofskapelle strömte uns entgegen, und eine Totenstille schien uns hier zu walten nach dem unruh-vollen Leben all der tickenden, pendelnden, knarrenden Uhren draussen.

Aber Sachen gab es da! Haufen von altem Zeug, — eine Wand dicht behängt mit Säbeln, geraden und krummen, mit Flinten und Dolchen, — auf einem eingelegten Tisch mit merkwürdig gebogenen Beinen lagen Uniformen, rote zumeist, goldene Epau-letten, eine riesige schwarze Pelzmütze. Und zwischen all die Schätze hatte sich ein großes braunes Becken voll leuchtend roter Himbeeren hineingeschoben.

„Toine mir sucht, brav Junge,“ und der Alte schlug ihm zärtlich auf den Rücken.

Ein vergoldeter Sessel mit verschlissenem gelbem Plüsch-kissen trug ein Durcheinander von Münzen und kleinen Instru-menten. Bilder in schwärzlichen Goldrahmen an den Wänden und an die Tischbeine gelehnt, ein buntgestickter Reisesack, in

einem Winkel winzige Atlasschuhe und daneben hochaufgerichtet ein Paar derbe Reiterstiefel. Ein Wirrwarr, eine Fülle!

Nur eine Ecke war fast leer geblieben. Ein kleiner Tisch stand da mit einer roten goldgestickten Decke, ein Glassturz darauf, wie im Zimmer unserer alten Magd Vrene über dem Muttergottesbild, — und darunter die Figur eines Mannes.

Der Alte und Toni stellten sich davor, ganz steif, und hielten die rechte Hand an den Kopf, — die Vrene hatte immer das Kreuz gemacht vor ihrem Bilde.

Dann sagten sie: „Das ist der Napoleon.“

Die Schwester wiederholte stolz das Wort, und der Alte lächelte und Toni auch, und beide waren so schön wie die Leute auf einem Bilde.

Jetzt packte der Alte Toni am Arm, holte ein Paket, wickelte unendlich viele Hüllen ab, zitternd vor Aufregung, bis ein Degen in lederner Scheide zum Vorschein kam.

„Toine!“ Er zog den Degen. „Toine! Napoleon, — Napoleon tragen bei Lodi, Napoleon selbst,“ und nun sprach er französisch und weinte und lachte.

Toni warf sich wild auf den Boden und küsste den Degen und küsste die Hülle, sprang auf und fiel dem Alten um den Hals, riss ihn fast um, — besann sich und sagte keuchend, als ob eine schwere Hand ihm die Kehle zusammenpresste: „Ist es auch wahr, Père Jacques, wahr? Napoleon? Dann, dann . . .“

Er erblickte uns und stieß uns der Türe zu: „Geht!“ Aber schon bereute er die Härte: „Geht jetzt! Morgen könnt ihr noch einmal den —, morgen zeigt euch Père Jacques viel schöne Sachen.“

Ich ging mit den Kindern heim, ganz wirr im Kopf. Das war ja wie ein Märchen, nein, wie in einer Geschichte, wenn man sie noch nicht zu Ende gelesen hatte und noch nicht recht draus kam. Und so etwas gab's wirklich? Dann musste ja auch alles gut werden und Toni nicht mehr Hunger leiden und zer-rissene Schuhe tragen.

Nun fragte ich nach Napoleon und las über ihn, wo ich etwas finden konnte. Der alte Uhrmacher war vielleicht, — ja, was konnte er denn sein? Vielleicht sein Großsohn oder sein Neffe, und er kam noch einmal auf den französischen Thron, und

Toni wurde sein General. Ich spann unaufhörlich die Geschichte weiter.

Später erst erfuhr ich, wie Jacques von seiner Mutter, die als Mädchen einst den flüchtigen Kaiser bewirtet und leidenschaftlich ins Herz geschlossen, die Liebe zu Napoleon geerbt hatte, wie er sich allmählich ganz in die Sehnsucht nach ihm und seiner glorreichen Zeit verkroch, einen Trödlerladen anfang, nur um sich selber mit teuren Andenken an seinen Helden zu umgeben, wie andere oft seine blinde Leidenschaft übertölpelten und beschwindelten und er Hunger litt, um eine neue Kostbarkeit aus unwürdigen Händen in seine treue Hut zu retten. Ein verrückter Kauz für alle — und einsam, bis er Toni fand, den leidenschaftlichen, an Leib und Seele ausgehungerten Jungen, der sein Freund wurde, sein einziger Versther, ein glühender Mitambeter und Hüter seiner armen Schätze.

* * *

Im Februar hatte sich endlich nach langem Kampf der See ergeben. Still und geduldig trug er seine Eisdecke und wurde unser liebster Spielgesell. Auf plumpen Schuhen und schlechten Schlittschuhen fuhr Toni dahin, bald sausend vorn über gebeugt, bald stolz grad auf gerichtet. Jetzt tänzelte er hinter einer aufgeputzten Dame her, die vor lauter Zierlichkeit nicht recht ausziehen wagte, und warf ihr ein Röhrchen vor die Füße. Das Stadtgigerl, ein reiches Fabrikantensöhnchen, das sie schon lange in weitem Bogen umkreist hatte, bückte sich rasch und gewandt danach; aber schon war das Dämchen vor Schreck ausgeglitten, und er fing es in seinen Armen auf.

Toni stieß ein Triumphgeheul aus und lenkte alle Aufmerksamkeit auf das lächerliche Bild: dem galanten Herrn waren Hut und Zwicker fortgeflogen, und die Dame fühlte sich in ihrer Verwirrung so unsicher, dass er sie nicht zu festem Stand bringen konnte und beide sich krampfhaft umschlungen hielten. Man kicherte und lachte.

Kaum war der Jüngling seiner Ritterpflicht ledig, flog er zornrot auf Toni zu. Der war flinker, bog ins Schilf ein und umkreiste die langen Halme — ein Patsch, ein Fluch! sein Verfolger war eingebrochen und zog ein triefendes Bein heraus. Toni aber fand es ratsam, zu verschwinden.

Wir sahen ihn nicht mehr, bis er auf dem Heimweg sich uns plötzlich anschloss. „Die dumme Zimmerliese und der widrige Fadian haben's gekriegt für den ‚verrückten Uhrmacher‘, die haben gestern nicht umsonst den Père Jacques ausgelacht und geärgert. Jetzt haben sie mir das ganze Eis verleidet. Kommt, wir wollen noch einen Spass haben! Die Blödsinnige vom Sternwirt ist auf der Gasse. Ihr müsst sie fragen, was morgen für Wetter sein wird. Dann wird's lustig.“

„Warum fragst du sie nicht?“

„Ah, mich kennt sie, bei mir ist's nicht lustig,“ sagte er ausweichend.

Emil erklärte sich bereit, zu fragen, und so stellten wir uns dem großen, ältlichen Mädchen in den Weg, das immer gradaus dieselbe Straße ging, hin und zurück, mit dem Kopfe wackelnd, dass das dünne, rote Zöpfchen beständig auf- und abschnellte, die knochigen Hände, zu Fäusten geballt, vor sich haltend, als ob es etwas abwehren wollte. Es schien sich aufzuregen, weil einige von uns ihm immer näherrückten und es angafften; es wurde wütend, und bevor einer etwas zu ihm gesagt hatte, rief es: „Bös Wetter! Werdet schon sehen! Bös Wetter!“

Das klang so unheimlich, dass ich zurückwich; aber ich hörte die Arme immer noch schreien. Plötzlich brach ihr hoch oben die Stimme und sank hinab in ein Weinen und Wimmern, bis zu einem fast tierischen dumpfen Gröhlen.

Aufs neue schrak ich zusammen. Aus der Türe des Sternwirthshauses taumelte ein großer, kräftiger Mann, — wild flackernde Augen in einem fahlen, hagern Gesicht, — Haare, Bart und Kleider traurig verwahrlost. Er strauchelte und schlug auf den untersten vereisten Treppenabsatz hin. Ein Hallo der Gassenbuben, dann wie ein Peitschenhieb Tonis Stimme: „Fort, schlechte Hunde!“ Wie ein Rasender fuhr er auf sie los, brach sich Bahn und lief davon wie ein gehetztes Tier.

Ich war fortgeeilt.

„Tonis Vater,“ hörte ich hinter mir. „Er ist jeden Tag betrunken, versauft seinen Taglohn, und der Bub ist allein zu Haus und hat nichts zu essen.“

Tonis Vater! der kam jetzt nach Haus zu Toni, der — und sonst war niemand da, niemand. Und Toni — das war nicht zum

Ausdenken. Morgen wollte ich Toni die Hand geben, wenn jemand etwas vom betrunkenen Vater sagte. Einmal wollte ich ihm die Hand geben. Noch nie hatte ich das getan, weil er schmutzig und grob war. Aber arm war er auch.

* *

Bald kam die Fastnacht. Da ging's hoch her im Städtchen. Es war frühlingsmäßig warm, der Schnee fing überall an zu schmelzen, die Dächer tropften, und die Straßen waren ein schmutziger Brei.

Furchtsam hatten wir dem tollen Maskentreiben zugeschaut, bis es uns am letzten Fastnachtstage plötzlich mitriss und wir — eine ganze Schar von Nachbarskindern — in wildem Zuge, in bunte Fetzen und Lappen gehüllt, als Zigeuner, Räuber und Hexen dem Hauptplatz zurannten, dass der Schmutz nur so an uns heraufspritzte. Wir sprachen mit hoher, kreischender Stimme, schrien und schlugen drein, umtobten ein paar sittsame Bögglein, bis sie zu weinen begannen, flüchteten uns vor des Metzgers großem Hund, rissen im Vorbeigehen an den Hausglocken, dass sie Mord und Feuer läuteten, und am großen Brunnen klatschte unser Räuberhauptmann ins Wasser und begoss eine Rotte großer Straßenjungen. Doch die hatten derbe Knüttel, und als sie Ernst machten, ergriffen wir die Flucht. Sie verfolgten uns um die Ecke, wir liefen und keuchten und glaubten uns schon verloren, — als plötzlich die Menge sich staute und ein wilder Auflauf uns alle auseinanderriss.

In roter Uniform stapfte ein Ausrufer mit einer mächtigen Trommel. Ein Bub ihm zur Seite trug eine Tafel mit der Aufschrift: „Napoleon“. Und das Wort „Jacques“ glaubten wir noch zu lesen. Ihnen folgte ein wüster, zerlumpter Gesell als Napoleon, auf den das Stadtgigerl eifrig einredete. Es hatte, wie wir bald erfuhren, die Leute gedungen, um den „verrückten Uhrmacher“, der noch dazu seinem Vater ein paar kleine Schulden nicht bezahlen konnte, mit einem grausamen Fastnachtsscherz zu verhöhn.

Eine johlende Menge wälzte sich mit dem Aufzug den Platz hinauf und stieß und zog uns mit.

Was nun folgte, ob ich alles selbst mitangesehen oder immer wieder erzählen gehört, ich weiß es nicht; wie ein eigenes Erlebnis steht es mir vor der Seele.

Während sich der Trommler und der Tafelträger vor der Treppe aufpflanzten, stolperte der klägliche Napoleon die paar Stufen hinauf, riss die Tür zu Jacques' Laden weit auf, und die Menge drängte hinter ihm drein, soviel das kleine tickende Reich fassen konnte. Jacques zog hastig die Tür zum hintern Zimmer zu, ganz verstört und erschrocken, und die hastenden Uhren schienen unruhvoll und bang für ihren Herrn um Hilfe zu eilen.

Der schlotterige Napoleon aber, der schon vor seiner Heldenrolle mit der flüssigen Belohnung seinen schwachen Verstand verschüttet hatte, stellte sich breitspurig vor den Ladentisch und wühlte die Linke in die Hosentasche hinein, — besann sich, glotzte umher und kletterte unter Schnaufen und Fluchen auf den Tisch. Der Zweispitz fiel ihm zu Boden und wurde ihm von einem Zuschauer wieder auf den Schädel geklatscht, mühsam hielt er sich auf seinem hohen Standpunkt im Gleichgewicht und begann eine eingelernte Rede herzulallen.

„In Ruh lassen sollst mich, Jacques, hergelaufener Krämer, du, — in Ruh lassen mich, den Napoleon, sonst . . ., und der Degen, dein windiger Degen . . .“

„Ist unecht, elender Narr, angeschmiert haben sie dich,“ half das Herrensöhnchen aus dem Hintergrunde.

„Narr, elender“, brüllte der Napoleon, wütend, dass man ihm in seine Rede gefallen, „Hungerleider! das schenk ich dir,“ und er packte mit plumpen Fäusten den derben Holzprügel, der ihm als Degen um den dicken Leib gebunden war; „aber drum, drum . . ., deine Schulden, deine Schulden sollst bezahlen, du Dieb du, verdammter . . .“

Eine Bewegung in der gaffenden, grinsenden Menge, ein Lärm, in dem die trunkene Stimme unterging. Ein schlanker Bursch, barhäuptig, mit zerrissenem Kittel, stemmte sich durch.

„Toine!“ schrie der Alte, der regungslos bis jetzt an der Wand gelehnt, „Toine!“ dann brach er zusammen, und eine Wanduhr fiel polternd neben ihm zu Boden.

Toni aber war wie ein Rasender auf den Tisch gesprungen, hatte dem Taumelnden den Knüttel entrissen und ließ ihn mit

einer Wucht auf ihn niedersausen, dass der mit einem wüsten Fluch vom Tische fiel, hinunter in die Menge.

„Packt den Lümmel da, den saubern Freund, den Diebshelfer!“ hetzte der Einblaser von vorhin.

Ein paar rauflustige Kerle drängten sich vor und fuhren auf Toni los, der hoch über allen stand, seinen Knüttel schwang und sinnlos dreinschlug. Schnell packte ihn einer von hinten an den Füßen, zerrte ihn herunter, — er wehrte sich vergebens und wand sich zwischen den brutalen Fäusten.

Ein markerschütternder Wehlaut weckte den Uhrmacher jäh zur Besinnung. Er sah seinen Liebling, den eine wilde Meute fast zerriss. Ein Blitz in seinen Augen, er raffte sich auf, eilte ins Nebenzimmer: Mit einem Degen in der Hand sprang er unter die Türe. „Toine, ich helf dir!“

Als Toni den alten Mann erblickte, den einzigen Menschen, der ihn lieb gehabt, den er schwärmerisch verehrt und den sie so geschändet, und den Degen in seiner Hand, den heiligen Degen, da goss eine wahnsinnige Begeisterung glühendes Erz in seine Adern. Mit übermenschlicher Kraft entwand er sich den Gegnern, stürzte zu dem Alten, riss den Degen aus seiner schlaffen Hand, zückte ihn hoch empor und stand vor dem Geschmähten wie ein rächender Gott in armseliger Menschengestalt.

Es war totenstill geworden. Alles starrte auf den Jungen, sah die Augen voll verzehrenden Feuers, die roten Flecken auf den mageren Wangen — und jetzt ein irres Lächeln um den verzerrten Mund.

„So lasst doch den Bettelburschen nicht länger Komödie spielen!“ Der Hetzer von früher gab das Zeichen zum neuen Angriff.

Ein Schrei, — Tonis Degen hatte dem Anführer eine klaffende Kopfwunde geschlagen. Er hieb weiter, durchstach einen Arm, — dann packten eiserne Fäuste den Degen und den mageren Arm und den Knaben, und er sank unter ihnen lautlos zu Boden.

Er sah nicht, dass die Polizei gekommen war, fühlte nicht, dass man ihn fesselte, ließ sich aufrichten und vorwärts schieben, stumpf, ohne die Augen zu heben, die auf den Boden starrten; er spürte nur, dass Jacques bei ihm war und dass er nicht mehr die Arme zu rühren brauchte, die so müde waren. Schulter an Schulter gingen die beiden, der alte, gebrochene Mann im Leinwand-

kittel mit den schwarzen Schutzärmeln und der zerfetzte, hochgewachsene Junge, folgten dem Polizisten durch den erregten Menschenhaufen hindurch, hinaus auf den Platz.

Dort wurde der schwerverletzte Anstifter auf eine Bahre gebettet. „Ins Loch mit dem verrückten Diebsgesindel, dem Mordbuben! Und seinen Alten holt auch, der gehört mit zur Bande!“

Toni schrak zusammen, blickte auf, sah sich gefesselt, abgeführt wie einen Verbrecher — und die Scham schlug über ihm zusammen und ließ ihm noch einmal die Kraft der Verzweiflung.

Mit einem Ruck entsprang er, rannte, flog den Platz hinter, an den See mit den weißen und verräterisch dunkeln Streifen, hinaus aufs Eis.

Kein Mensch hatte sich heute mehr hinausgewagt. Toni war allein, — einen Herzschlag lang stand er still und schaute zurück, sah die Verfolger am Ufer hinter sich, vor sich das wohlbekannte Schilf gegen das Inselchen zu, ging ohne Besinnen drauflos, — das Eis knirschte unter seinen Tritten und brach. Er sank ein, reckte die gebundenen Arme, sich an ein Schilfrohr zu klammern, — stemmte sich mit den Ellbogen auf die brechenden Schollen, — ein Krachen, — er versank, und die langen Halme schlugen über ihm zusammen.

Nach ein paar Tagen taute der See völlig auf. Da fand man den toten Jungen, löste ihm die gefesselten Hände und legte ihn im Beinhaus in einen Sarg. Der betrunkene Vater weinte und jammerte über den ungeratenen Sohn.

Der totkranke Jacques wurde von mitleidiger Hand hingeführt, bevor sie den Sarg schlossen. Er schaute Toni lange an, legte mit zitternder Hand den geliebten Degen ihm zur Seite und schob ihm ein weißes Spitzentuch unter die rechte Wange, wickelte aus einem Papier eine rote, goldgestickte Decke und bat mit scheuem Blick, sie über den Toten zu breiten, da ihm die schwache Kraft versagte. Dann wartete er ohne Laut und Regung, bis der Deckel zugeschlagen war.

„Jetzt ist gut, gut,“ sagte er vor sich hin, und die Leute führten ihn behutsam fort, aus Furcht, er habe den Verstand verloren.

